

Untersuchungen zum Begriff der "Lebenswelt"

Muckel, Petra; Grubitzsch, Siegfried

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Muckel, P., & Grubitzsch, S. (1993). Untersuchungen zum Begriff der "Lebenswelt". *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 17(3/4), 119-139. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-249525>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Petra Muckel & Siegfried Grubitzsch*

UNTERSUCHUNGEN ZUM BEGRIFF DER „LEBENSWELT“

1. Einleitung

„Gesellschaft“ ist out, „Lebenswelt“ ist in. So lassen sich, auf eine kurze Formel gebracht, Tendenzen in der jüngeren psychologischen und sozialwissenschaftlichen Literatur im Umgang mit der ‚neuen‘ Begrifflichkeit beschreiben. Der Lebensweltbegriff wird in allen Texten als irgendwie positiv zu bewertende Alternative zum Gesellschaftsbegriff vorgestellt. In dieser Kritik- und Korrektivfunktion wird er in verschiedene (letztlich traditionelle) Problemfelder der Psychologie als vermeintlich ‚neue‘ Perspektive installiert. Aufgrund seiner theoriegenetischen Unschärfe bietet er einen umfangreichen Interpretationsspielraum, der einen Transfer in vielfältige Praxis- und Theoriekontexte mühelos erscheinen läßt. In solchen Transfers stellt er sein Wandlungs- und Anpassungspotential unter Beweis. Als eines der chamäleonhaften Steckenpferde der aktuellen psychologischen Forschung scheint die Lebensweltdiskussion jedoch eher traditionelle, aber immer noch ungelöste Probleme der Psychologie als Praxis wie als Wissenschaft zu kennzeichnen. Diesem Sachverhalt soll in den folgenden Überlegungen nachgegangen werden.

2. Klassische Theorien der Lebenswelt

Avenarius und Mach forderten im letzten Viertel des 19. Jh.'s „einen Rückzug auf die vorwissenschaftliche, unmittelbare und reine Erfahrung“ (Histor. Wörterbuch der Philosophie, 1980, S. 151), deren vorurteilslose Beschreibung zu einem „natürlichen Weltbegriff“ (ebd.) als Grundlage der Wissenschaften führen sollte. Als gleichsam „natürlicher Ausgangspunkt“ diene dabei – so Avenarius – das Individuum und seine Umgebung in ihrer ursprünglichen Einheit (vgl. ebd.). In weitgehender Übereinstimmung mit diesem allgemeinen Programm postuliert auch Husserl in seiner Phänomenologie einen „Rückgang auf die reine ursprüngliche Erfahrung“¹ (ebd.) und untersucht eingehend

„die Welt der natürlichen Einstellung unter den Titeln ‚Erfahrungswelt‘, ‚(subjektive) Umwelt‘, ‚Erlebniswelt‘, ‚Welt für mich‘ u.ä. [...] Erst nach 1930 übernimmt der Begriff der ‚Lebenswelt‘ in terminologischer Fixierung die Funktion der genannten Begriffe“ (ebd.).

Aus diesem Grund nimmt unsere begriffshistorische Analyse ihren Ausgangspunkt bei Husserl und wird im Anschluß daran seine Weiterentwicklung in den sozialwissenschaftlichen/ soziologischen Theorien bei Schütz (Schütz & Luckmann, 1975) und Habermas verfolgen.

2.1 Der Lebensweltbegriff bei Husserl

Für Husserl (1954) erhält der Begriff der Lebenswelt im Kontext seiner Analyse der Krise der Wissenschaften eine besondere Bedeutung. Die „Krisis der Wissenschaften [verstanden/sichtbar] als Verlust der Lebensbedeutsamkeit“ (Krisis, S. 3 ff.), nimmt er zum Anlaß, um nach „tieferen Motiven“ (Krisis, S. 6) für die Verbannung der spezifischen Menschheitsfragen aus dem Reiche der Wissenschaft (vgl. Krisis, S. 6 ff.) zu fragen und die bislang verborgenen Ursachen für die positivistische Reduktion aufzudecken. Er untersucht, inwiefern und warum die Idee der objektiven Wahrheit eine „höhere Dignität“ (Krisis, S. 124) als die „Zweckidee ‚Erkenntnis‘ und ‚Wahrheit‘ des natürlichen Daseins“ (ebd.) erlangen und zur „Norm für alle Erkenntnis“ (ebd.) werden konnte. Ohne nun auf Husserls nach wie vor aktuellen Überlegungen im Verlauf seiner kritischen Analyse der Naturwissenschaften näher einzugehen, soll im folgenden versucht werden, seinen Lebensweltbegriff auf dem Hintergrund seiner Argumentation zu entwickeln.

In Husserls Schriften sucht man vergeblich nach einer einziggültigen, abschließenden Definition seines Lebensweltbegriffs. Zum einen wird „Lebenswelt“ in ihrer Grundbedeutung als Anschauungswelt und als Kontrast zur (objektiven) Wissenschaft eingeführt.

„Die Idee der objektiven Wahrheit ist ihrem ganzen Sinne nach vorweg bestimmt durch den Kontrast zur Idee der Wahrheit des vor- und außerwissenschaftlichen Lebens.“ (Krisis, S. 127)

Durch diese Definition bleibt die Wissenschaft bezogen auf die vor- und außerwissenschaftliche Welt, indem sie sich gerade um eine Überwindung des ‚bloß

Subjektiv-Relationalen' bemüht. Gleichzeitig aber fungiert für den (Natur-)Wissenschaftler

„das Subjektiv-Relative nicht etwa als ein irrelevanter Durchgang, sondern als das für alle objektive Bewährung die theoretisch-logische Seinsgeltung letztlich Begründende, also als Evidenzquelle, Bewährungsquelle. Die gesehenen Maßstäbe, Teilstriche usw. sind benützt als wirklich seiend, und nicht als Illusionen; also das lebensweltlich Seiende als gültiges ist eine Prämisse.“ (Krisis, S. 129)

Husserl gibt als Beleg folgendes Beispiel:

„Einstein benützt die Michelsonschen Experimente und ihre Nachprüfungen durch andere Forscher, mit Apparaten, die Kopien der Michelsonschen sind, mit all dem Zugehörigen an Maßstäben, an Konstatierungen von Koinzidenzen usw. [...] Einstein konnte unmöglich eine theoretische psychologisch-psycho-physische Konstruktion des objektiven Seins des Mr. Michelson benützen, sondern nur den ihm, wie jedermann in der vorwissenschaftlichen Welt, als Gegenstand schlichter Erfahrung zugänglichen Menschen, dessen Dasein in dieser Lebendigkeit und in diesen Aktivitäten und Erzeugnissen in der gemeinsamen Lebenswelt immer schon Voraussetzung ist für alle die Michelsons Experimente betreffenden objektiv-wissenschaftlichen Fragestellungen, Vorhaben, Leistungen Einsteins. Es ist natürlich die eine, allgemeine Erfahrungswelt, in der auch Einstein und jeder Forscher sich als Mensch, und auch während all seines forschenden Tuns, weiß. Eben diese Welt und alles in ihr Vorkommende, nach Bedarf für wissenschaftliche und andere Zwecke benützt, hat andererseits für jeden Naturwissenschaftler in seiner thematischen Einstellung auf ihre ‚objektive Wahrheit‘ den Stempel ‚bloß subjektiv-relativ‘.“ (Krisis, S. 128 f.)

Indem also die Wissenschaftler(innen) an Erkenntnisse, Meßmethoden etc. ihrer Vorgänger(innen) anknüpfen, bleibt ihre Forschung implizit rückgebunden an „lebensweltliche Anschauungen“ (Krisis, S. 132). Nach Husserl ist das Objektive „als es selbst nie erfahrbar“ (Krisis, S. 131), Anschauung – auch als Moment wissenschaftlicher Beobachtung/ Forschung – ist immer „lebensweltliche Anschauung“ (Krisis, S. 132). An dieser Stelle wird evident, daß Husserl eine weitgefaßte Definition von Lebenswelt zugrunde legt, nämlich eine, der im Grunde kein menschliches Handeln entgehen kann.

„Vorgegeben ist sie [= die Lebenswelt] uns allen natürlich, als Personen im Horizont unserer Mitmenschheit, also in jedem aktuellen Konnex mit Anderen, als ‚die‘ Welt, die gemeinsame. So ist sie [...] der ständige Geltungsboden, eine stets bereite Quelle von Selbstverständlichkeit

ten, die wir, ob als praktische Menschen oder als Wissenschaftler, ohne weiteres in Anspruch nehmen.“ (Krisis, S. 124)

Der Begriff der Lebenswelt wird gleichsam als Universalhorizont, in dem sowohl die vorwissenschaftliche Praxis als auch die modernen Wissenschaften stehen, reformuliert. Ohne an dieser Stelle den Horizont-Begriff bei Husserl vollständig zu elaborieren, erscheint mir eine kurze Erläuterung angebracht, um die in der Auseinandersetzung um den Lebensweltbegriff entwickelte Objektivismuskritik deutlich zu machen. Im Gegensatz zum Ideal der Objektivität, das in den modernen Wissenschaften zur Norm der Erkenntnis wurde, werden in der Horizonthaftigkeit von Erkenntnis gerade die Perspektivität der Welterfahrung und die Anbindung an ein Subjekt hervorgehoben.

„So sind die Horizonte Erfahrungsspielräume, die sich darin und dadurch eröffnen, daß jemand handelt; sie sind vom Menschen als verantwortlich handelndem Subjekt nicht ablösbar.“ (Held, 1986, S. 47)

Wenn die Wissenschaftler sich nun mit Objektivität beanspruchenden Daten oder Forschungsergebnissen beschäftigen, gehen sie – wie Einstein bei der Benutzung der Michelsonschen Experimente – implizit davon aus, daß sie sich (jederzeit) vom Sein des Behaupteten

„durch Aktualisierung geeigneter [...] Gegebenheitsweisen überzeugen [könnten]. Aber die Aktualisierbarkeit dieser horizonthaft bereitliegenden Möglichkeiten bleibt unthematisch. Im Thema steht allein das unanschaulich Erkannte.“ (Held, 1986, S. 49)

D.h.: Die Möglichkeit, das Objektivierte zur Anschauung bringen zu können, oder noch genauer: der Glaube an diese Möglichkeit ist gleichsam der unthematisierte lebensweltliche Anteil in den modernen Wissenschaften. Die Lebenswelt – so Husserl in seiner Charakterisierung der Krise der Wissenschaft – fungiere beständig als Untergrund, ohne daß von der Wissenschaft explizit Rechenschaft darüber abgegeben würde, „wie ihre mannigfachen vorlogischen Geltungen begründende sind für die logischen und theoretischen Wahrheiten.“ (Krisis, S. 127) Durch diese nicht thematisierte und reflektierte Vermischung von Lebenswelt und Wissenschaft verstoße der

„Objektivismus [...] als Vergessenheit der subjektiven Genesis aller Horizonte, d.h. als einseitig zugunsten der objektiven Seite von Erkenntnis ausfallendes Wahrheitsverständnis, gegen das ursprüngliche Wissenschaftsideal der Vorurteilslosigkeit.“ (Held, 1986, S. 53)

Wissenschaft ist also nicht in dem Sinne objektiv, daß sie unabhängig von der vor- und außerwissenschaftlichen Erkenntnispraxis ist. Also muß sie – so die Forderung – ihre oppositionelle Definition aufgeben und davon ausgehen, daß Lebensweltliches in ihr verborgen liegt.

Zusammenfassend lassen sich aus Husserls Überlegungen zum Lebensweltbegriff unter Vernachlässigung seiner sicherlich notwendigen, den Rahmen der vorliegenden Untersuchung aber übersteigenden Verortung im gesamten Denkgebäude dieses Philosophen folgende, eher wissenschaftstheoretische Problempunkte festhalten: Husserl initiiert eine kritische Reflexion über das moderne Wissenschaftsideal der Objektivität, indem er, anknüpfend an die Person des Forschers und ihr Forscherhandeln, die Frage nach entperspektivierten und subjektunabhängigen wissenschaftlichen Erkenntnissen aufwirft. Nach einer hier nicht näher erläuterten Analyse der Wissenschaftsgeschichte kommt er zu dem Schluß, daß die ursprünglich postulierte Trennung zwischen den mit Vorurteilen behafteten Alltagserkenntnissen und den davon (scheinbar) befreiten Erkenntnissen der sogenannten objektiven Wissenschaften nicht aufrechterhalten werden kann, weil das Kriterium der Objektivität (und damit indirekt auch das der Wahrheit) in letzter Instanz auf der lediglich impliziten Möglichkeit zur Anschauung beruht und damit letztlich lebensweltliche Anteile besitzt. Damit ist die (im Sinne Kants) transzendente Frage nach Objektivität berührt.

Dieser Ansatzpunkt der Husserlschen Lebensweltdiskussion hat Konsequenzen erstens für das Problem der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Alltags- und Wissenschaftserkenntnissen. Zum zweiten wird die Stellung des Wissenschaftlers (seiner Person) innerhalb seiner Forschungspraxis als einer kritischen Reflexion und Analyse bedürftig herausgearbeitet: Dadurch daß alle Erkenntnisse implizit rückgebunden bleiben an (die Möglichkeit) der Anschauung (durch ein Subjekt), müssen die im Horizont der Lebenswelt stehenden und vermeintlich objektiv entstandenen Erkenntnisse in ihrer Qualität neu reflektiert werden. Durch diese Anteile eines Subjekts an der Forschung wird drittens die Verantwortung des Wissenschaftlers in unabweisbarer Deutlichkeit greifbar.

Ungelöste Probleme aus Theorie (Problem der Qualität von Erkenntnissen), Praxis (Problem der Stellung der Person des Wissenschaftlers innerhalb der For-

schung) und Ethik (Problem der Verantwortung des Wissenschaftlers für sein For-schen) der Wissenschaft werden im Kontext von Husserls Überlegungen zur Lebens-welt aufgedeckt und für eine kritische Analyse und Reflexion vorbereitet. Die Wiedererinnerung der Evidenzquelle, verstanden als Bewußtwerdung des Objektiv-ismus-Lebenswelt-Problems der Wissenschaft, scheint m.E. bei Husserl der erste Schritt aus der Krise der Wissenschaften zu sein. Wissenschaft und Lebenswelt durchdringen sich gegenseitig; in welchem Verhältnis allerdings objektiv-wissen-schaftliches Denken und Anschauung stehen und wie dies wissenschaftlich i.w.S zu erforschen ist, bleibt bei Husserl am Ende seiner Krisisschrift als Problem zwar formuliert, aber (leider) ungelöst.

2.2 Der Lebensweltbegriff bei Schütz und Luckmann

Der Begriff der Lebenswelt bei Schütz & Luckmann soll im folgenden lediglich anhand des Werkes „Strukturen der Lebenswelt“ (1975) grob skizziert werden. Das Werk als solches, das von Schütz selbst nicht mehr vollständig ausgearbeitet und publiziert werden konnte – das übernahm sein Schüler Luckmann –, wird beinahe vollständig ausgeklammert werden. Unter dieser Voraussetzung, deren starke Ein-schränkung ausschließlich durch den Rahmen der vorliegenden Untersuchung dik-tiert ist und nicht als Bewertung der Überlegungen von Schütz & Luckmann mißzu-verstehen ist, muß nicht nur der Anspruch auf Vollständigkeit, sondern auch der Anspruch auf eine differenziert-detaillierte Analyse aufgegeben werden. Das Ziel der nachfolgenden Ausführungen besteht darin, lediglich ein rudimentäres Gerüst des Lebensweltverständnisses der o.g. Autoren zu geben.

„Die Wissenschaften, die menschliches Handeln und Denken deuten und erklären wollen, müssen mit einer Beschreibung der Grundstrukturen der vorwissenschaftlichen, für den – in der natürlichen Einstellung verharrenden – Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit beginnen. Diese Wirklichkeit ist die alltägliche Lebenswelt.“ (Schütz & Luckmann, 1975, S. 23)

Die ursprüngliche Husserlsche Dichotomie von Lebenswelt und Wissenschaft aufgreifend,² wählt Schütz den Begriff der Lebenswelt, um den *Gegenstand der Sozialwissenschaften* i.w.S. zu definieren. Die Lebenswelt nimmt im Vergleich mit anderen Welten (Schütz & Luckmann, 1975, nennen u.a. Phantasiewelt, Traumwelt, Kinderwelt und pathologische Wirklichkeiten und klammern die beiden letzteren

wegen ihrer Sonderstellung explizit von ihren Analysen der Strukturen der Lebenswelt aus (vgl. S. 41)) quasi eine Vorrangstellung ein, die – ähnlich wie bei Husserl – in ihrer Ursprünglichkeit begründet liegt, da sie den „Urtypus unserer Realitätserfahrung“ (S. 44) darstelle. Inhaltlich wird die Lebenswelt durch folgende Kriterien charakterisiert: Die Lebenswelt ist zunächst einmal die Welt, „die für mich fraglos und selbstverständlich ‚wirklich‘ ist“ (S. 23); gebunden an die Perspektive eines Subjekts umfaßt Lebenswelt all das, was für den Menschen in seinem Handeln und Denken als unproblematisch vorausgesetzt ist. (In der Begegnung mit ‚neuen‘ Situationen oder auch im Rahmen wissenschaftlicher Forschung kann dieses fraglos Gegebene natürlich problematisch oder problematisiert werden.) Innerhalb der Lebenswelt nehmen die (Mit-)Menschen insofern eine Sonderstellung ein, als sie im Unterschied zu anderen Organismen „als mit Bewußtsein ausgestattete Körper, als Menschen ‚wie ich‘ erscheinen“ (S. 33). Diese grundlegende Ähnlichkeit im Hinblick auf den ‚Status‘ der Menschen innerhalb der Lebenswelt ermöglicht dann auch die mehr oder weniger begrenzte Reziprozität der Perspektiven und bildet die Grundlage einer prinzipiellen Verständigungsmöglichkeit (vgl. unten). Angedeutet ist damit bereits das Kriterium der *intersubjektiven Grundstruktur* der Lebenswelt bei Schütz und Luckmann.

„So ist meine Lebenswelt von Anfang an nicht meine Privatwelt, sondern intersubjektiv; die Grundstruktur ihrer Wirklichkeit ist uns gemeinsam.“ (S. 24)

Die Sonderstellung des Menschen innerhalb dieser Lebensweltkonzeption wird darüber hinaus dadurch unterstrichen, daß sie eine „Wirklichkeitsregion [ist], in die der Mensch eingreifen und die er verändern kann“ (S. 23), die aber auch umgekehrt ihrerseits ihn verändert. Seine (des Menschen) Möglichkeiten zum Eingreifen und Verändern werden gleichzeitig durch Ereignisse, Gegenständlichkeiten und Handlungen (i.w.S.) anderer Menschen begrenzt (vgl. ebd.).

In engem Zusammenhang mit der Intersubjektivität der Lebenswelt steht ihre Konzeption als „gemeinsame(r) Interpretationsrahmen“ (S. 24). Dieser Interpretationsrahmen dient als „Bezugsschema für den jeweiligen Schritt meiner Weltauslegung“ (S. 26). (Die Parallele zu Habermas, der die Reservoirfunktion der Lebenswelt hervorhebt, ist unübersehbar (vgl. unten).) Neben dieser Ermöglichungsfunktion für die Verständigung muß die Lebenswelt gleichzeitig – „bis zu einem gewissen Grad“ (S. 25) – immer wieder neu interpretiert werden, „um in ihr handeln und auf sie

wirken zu können.“ (S. 26) Das eigene Verhalten und das anderer Menschen werden erst in der Auslegung, also post hoc, sinnvoll (vgl. S. 33).

„Die alltägliche Lebenswelt ist also grundsätzlich intersubjektiv, ist Sozialwelt. [...] Sinn-
deutung, ‚Verstehen‘, ist ein Grundprinzip der natürlichen Einstellung mit Bezug auf Mit-
menschen.“ (S. 33)

In der Lebenswelt, verstanden als gemeinsamer Interpretationsrahmen, klingt bereits ein weiteres Kriterium an, und zwar die ‚historische Gewordenheit‘ und der Rückgriff auf kulturelle Konventionen.

„Die Befragbarkeit der Sozial- und Kulturwelt ist historischen Charakters. Ihre Objektivierungen sind rückführbar auf menschliche Tätigkeiten, die auf ihren Sinn hin auslegbar sind.“ (S. 34)

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß Schütz & Luckmann in ihrer Lebensweltkonzeption folgende Akzente setzen:

Zum einen betonen sie die Sonderstellung des Menschen innerhalb der Lebenswelt, die erstens darin begründet liegt, daß die Lebenswelt aus der Perspektive eines Subjekts als fraglos gegeben erscheint, und die zweitens im Postulat der grundlegenden Ähnlichkeit der Perspektiven und ihrer Reziprozität zum Ausdruck kommt. Zum zweiten ist die Lebenswelt prinzipiell intersubjektiv und nicht als Privatwelt konstruiert. Drittens bietet sie einen gemeinsamen Interpretationsrahmen, der Verstehen möglich macht und der viertens in seiner historischen und kulturellen Genese nachvollziehbar ist.

2.3 Der Lebensweltbegriff bei Habermas

Habermas (1981) gibt im Rahmen seiner „Theorie des kommunikativen Handelns“ (Tkh) folgende vorläufige Definition von Lebenswelt:

„Kommunikativ handelnde Subjekte verständigen sich stets im Horizont einer Lebenswelt. Ihre Lebenswelt baut sich aus mehr oder weniger diffusen, stets unproblematischen Hintergrundüberzeugungen auf [...] und] dient als Quelle für Situationsdefinitionen“ (Tkh 1, S. 107).

Losgelöst von dem bei Husserl für den Lebensweltbegriff (zunächst) konstitutiven Gegensatz ‚Wissenschaft – Lebenswelt‘ beginnt Habermas seine Analyse bei der *Funktion der Lebenswelt für die Kommunikation*. Dieser Unterschied war eine der Quellen für Mißverständnisse und Kritik der Habermas’schen Begriffswahl. In den nachfolgenden Überlegungen wird darum nicht von einer semantischen Identität der Lebensweltbegriffe bei Husserl und Habermas auszugehen sein – gleichsam als Homonyme –, sondern eine isolierte Analyse der Habermas’schen Lebensweltdiskussion ist angezeigt.

In der oben zitierten, vorläufigen Definition des Lebensweltbegriffs bei Habermas sind zwei Momente hervorzuheben, die – auch bei der weiteren Verwendung dieses Begriffs – als konstitutiv erscheinen. Zum einen gilt es, „Lebenswelt“ im Bild des Horizonts zu verstehen. Jeder Situation als einem aktualisiert relevanten Ausschnitt der Lebenswelt wird „eine Grenze [zugewiesen], die jederzeit überschritten werden kann“ (Tkh 2, S. 188). Abhängig vom Standort verschiebt sich der Horizont und kann, „wenn man sich in einer unebenen Landschaft bewegt, expandieren oder schrumpfen“ (Tkh 2, S. 188). Im Bild des Horizonts wird die Relativität des Verstehens zwischen kommunikativ handelnden Subjekten thematisiert. Anders als bei Husserl wird die Horizontmetapher nicht im Bereich der Wissenschaftstheorie entfaltet, sondern im Bereich der (Alltags-)Kommunikation. Durch diese Übertragung in ein neues Problemfeld wird auch die Weiterverwendung des Horizontbildes insofern fraglich, als die Bedingungen, Implikationen und Konsequenzen dieser Transponierung nicht explizit gemacht werden. Zum zweiten diskutiert Habermas diese Metapher als Gegebenheit einer intersubjektiven (kommunikativen) Situation und nicht – wie Husserl – ausgehend vom Standpunkt eines Subjekts. Es ist nicht abzuschätzen, ob oder in welcher Weise sich die Semantik durch diesen zweifachen Kontextunterschied verändert, weswegen eine Parallelisierung mit Husserl unangebracht scheint.

Zum zweiten wird der Begriff der Lebenswelt als „unproblematische Hintergründüberzeugungen“ vorgestellt, als ein „Reservoir von Selbstverständlichkeiten“ (Tkh 2, S. 189), das die Kommunikationsteilnehmer für ihre kooperativen Deutungsprozesse benutzen. In dieser ‚Reservoir-Funktion‘ ist die Lebenswelt notwendige Bedingung dafür, daß Verständigung mit und in der Sprache gelingt.

„Die Lebenswelt speichert die vorgetane Interpretationsarbeit vorangegangener Generationen; sie ist das konservative Gegengewicht gegen das Dissensrisiko, das mit jedem aktuellen Verständigungsvorgang entsteht“ (Tkh 1, S. 107).

Hier kündigt sich an, daß die Lebenswelt im Vergleich mit den übrigen drei Welten (subjektive, objektive und soziale Welt) eine Sonderstellung einnimmt. Sie ist für

„die Verständigung als solche konstitutiv [...], während die formalen Weltbegriffe ein Bezugssystem für das, worüber Verständigung möglich ist, bilden: Sprecher und Hörer verständigen sich aus ihrer gemeinsamen Lebenswelt heraus über etwas in der objektiven, sozialen oder [/und] subjektiven Welt“ (TkH 2, S. 192).

Diesen Lebensweltbegriff erkennt Habermas im Zuge seiner weiteren Überlegungen zur Nutzbarmachung dieses Konzepts für seine Theorie als „kulturalistisch“ (TkH 2, S. 203) verkürzt, da er – wie weitere genaue Analysen zeigen – „auch aus individuellen Fertigkeiten, dem intuitiven Wissen, *wie* man mit einer Situation fertig wird, und aus sozial eingelebten Praktiken, dem intuitiven Wissen, *worauf* man sich in einer Situation verlassen kann“ (TkH 2, S. 205), besteht.

Habermas möchte dieser Erkenntnis durch eine Erweiterung seines Lebensweltbegriffs Rechnung tragen und versucht, – anknüpfend an das „Alltagskonzept von Lebenswelt als *kognitive(m) Bezugssystem*“ (TkH 2, S. 207) – den Lebensweltbegriff theoretisch fruchtbar zu machen. Dies könne gelingen, weil die Lebenswelt im Alltagskonzept immer schon zu „kognitiven Zwecken verwendet“ (TkH 2, S. 208) werde, und zwar insofern, als sie in ihrer horizontbildenden (und dadurch einschränkenden) Kontextualität dadurch überwunden werde, daß die damit verbundene „Perspektive der Teilnehmer“ durch die „Erzählperspektive“ (TkH 2, S. 208) substituiert würde. Aus diesem Perspektivenwechsel resultiere die Möglichkeit, ein (theoretisches) Bezugssystem für Beschreibungen und Erklärungen zu entwickeln, das „die Lebenswelt im ganzen, und nicht nur Begebenheiten [...], die sich *in* ihr zutragen“ (TkH 2, S. 208; Hervorh. von den AutorInnen), erfaßt.

An dieser Stelle scheint es geboten, die Darstellung der Habermas'schen Überlegungen zu unterbrechen, um sie unter zwei Aspekten kritisch zu hinterfragen. Zum einen bringt die Erweiterung des Lebensweltbegriffs in ihrer Konsequenz eine Aufhebung der wesensmäßigen Unterscheidung zwischen den formalen Weltkonzeptionen und der Lebenswelt mit sich. Die drei Welten werden in ihren jeweiligen Funktionen für die Reproduktion der symbolischen Strukturen der Lebenswelt (kulturelle Reproduktion, soziale Integration, Sozialisation (vgl. TkH 2, S. 208 f.)) zu „strukturellen Komponenten der Lebenswelt“ (TkH 2, S. 209). Die Lebenswelt findet ihren Niederschlag in der Kommunikation und wird in der Sprache greifbar. Dadurch aber wird sie auf ihre medialen und abbildbaren Komponenten reduziert. Im Zuge

dieser Reduktion stellt sich dann die Frage nach Kriterien der Differenzierung zwischen den drei Welten und der Lebenswelt, da letztere in den ersteren vollständig aufzugehen und mit ihnen verwoben scheint. Die Gefahr des ‚Zerfließens‘ der Lebenswelt wird unabwendbar.

Hält man jedoch (entgegen der aufgezeigten Gefahr) weiterhin an einer Unterscheidung fest, dann – und dies ist der zweite Kritikpunkt – muß die Lebenswelt trotz ihrer Erweiterung sich immer auch dem vollständigen theoretischen Zugriff verweigern. Unseres Erachtens überschätzt Habermas die Wirkmöglichkeiten eines Perspektivenwechsels (Teilnehmer – Erzähler – Theoretiker), der, wie Matthiesen (1983) überzeugend herausarbeitet, lediglich zu einer „graduellen Focuserweiterung“ (S. 89) führt, so daß sich die Lebenswelt, verstanden im Bild des Horizonts, gleichwohl der vollständigen Aufdeckung und Analyse entzieht.

So bleibt vorerst festzuhalten:

- a. Aufgrund des geringen Gewinns (zweites Argument) und der aufgezeigten Gefahr des Zerfließens (erstes Argument) wird die Stellung des Lebensweltbegriffs innerhalb der Habermas’schen Theorie fragwürdig, auch wenn hier nur eine lediglich grobe Skizze des Lebensweltverständnisses von Habermas gegeben werden konnte.
- b. Habermas übernimmt einen Teil des Husserlschen Vokabulars („Lebenswelt“, „Horizont“), macht aber die durchaus vorhandenen Unterschiede in Semantik, Ansatzpunkt und Funktion nicht deutlich.
- c. Die Tatsache, daß auch Habermas sich des Lebensweltbegriffs bedient, ihn aber selbständig und in lediglich loser Anbindung an Husserl verwendet, scheint für das weitere Schicksal dieses Begriffs charakteristisch: Als nicht streng definierter Terminus weckt er unterschiedliche (positive) Assoziationen und wird zu einer Quelle von Mißverständnissen.

3. Neuere Ansätze zum Lebensweltkonzept

In der sozialwissenschaftlichen Forschung erfreut sich der äußerst komplexe und vielschichtige Begriff der Lebenswelt zunehmender Beliebtheit. In der Soziologie bereits zu Beginn der 80er Jahre als Hinweis auf einen Paradigmenwechsel diskutiert (vgl. Bergmann, 1981), hält er seit geraumer Zeit verstärkt Einzug in die psychologische Forschung und scheint nun auch hier sein kreatives Potential, das er wohl nicht

zuletzt seiner historisch gewachsenen Mehrdeutigkeit verdankt, zu entfalten (vgl. dazu auch Lippitz, 1992).

3.1 Drei exemplarische psychologische Konzepte

Im folgenden sollen nun aus der Vielzahl drei neuere Ansätze aus der Psychologie vorgestellt werden, die wegen ihrer vergleichsweise umfassenden Konzeption des Lebensweltbegriffs erwähnenswert sind.

Gemeinsam ist diesen drei lebensweltlichen Ansätzen ein Bemühen um Verstehen menschlichen Verhaltens – im Gegensatz zum Bestreben, dieses zu erklären. Lebenswelt setzt sich aus persönlichen, subjektiven Erfahrungs- und Vorstellungskonstruktionen zusammen, die bei allen Menschen in gemeinsame Erfahrungen und Vorstellungen eingebettet sind. Auf dem Hintergrund dieses Unhinterfragten ist Verstehen möglich. Jedes Individuum greift andere Möglichkeiten aus dem Horizont der Lebenswelt heraus – was auch bedeuten kann, daß andere Auslegungen und Möglichkeiten nicht mehr wahrnehmbar sind.

Wendt (1992) greift in seinen Überlegungen zur ökosozialen Theorie auf den Lebensweltbegriff bei Husserl und Schütz zurück. Die Lebenswelt umgreift uns mit all unseren Erfahrungen. Sie steht für den Horizont des alltagssprachlichen Denkens und Handelns. Sie ist der gemeinsame Interpretationsrahmen, den wir mit anderen Menschen teilen, ist der Bereich, in dem wir uns mit unseren Mitmenschen verständigen. Einzelmenschliches Dasein ist in einen mannigfaltigen sozialen und psychischen Zusammenhang eingebettet. Das bedeutet, daß nicht etwa das Individuum für seine Verstörung im sozialen Lebenszusammenhang verantwortlich ist, sondern daß es eine überindividuelle, gemeinschaftliche Zuständigkeit für Verstörungen gibt. Öko-soziales Verständnis bezieht sich auf das Handeln eines Subjekts und auf das soziale Geschehen, an dem dieses Subjekt teilhat. Verrücktheit ist als Bestandteil unserer gemeinsamen Lebenswelt und als individuelle Erfahrung zu verstehen, welche für Betroffene ihre besondere Lebenswelt ausmacht.

Soziale, biographisch kumulierte Anlässe können so zusammentreffen, daß es zu „Strukturabwandlungen der lebensweltlichen Verankerung“ (Blankenburg, 1971, S. 125) kommt. Durch eine psychische Erkrankung kann der betreffenden Person der gemeinsame Interpretationsrahmen verlorengehen. Die persönliche Lebensgeschichte hat Auswirkungen darauf, wieviel jemand in den Horizont der Lebenswelt hineinzulegen wagt, wieviele der objektiven Chancen, die sich ihm bieten, er subjektiv

wahrnehmen kann, und welche seiner subjektiven Möglichkeiten sich verwirklichen lassen. Als weitere Komponente der Fähigkeit, über eigene Verhältnisse verfügen zu können, führt Wendt äußere und innere Dispositionen und den jeweiligen neurophysiologischen Status an.

Zur „Heilung des Zusammenlebens“ schlägt Wendt ein Modell der Gemeindepflege vor, das in der amerikanischen Sozialarbeit und in Großbritannien als person- und situationsbezogenes „Unterstützungsmanagement“ erprobt und beschrieben wurde. Beeinträchtigungen sollen sozial ausgehalten werden – was immer das heißen mag. In der Bewältigung der durch Krankheit veränderten Lebenslage soll es der Kranken gelingen, sich wieder neu an die sozialen Umstände anzupassen. Die Managementaufgabe besteht darin, Kooperation zwischen Betroffenen herzustellen und aufrechtzuerhalten.

Werning (1989) greift nicht explizit auf einen philosophischen Lebensweltbegriff zurück. Sein Lebensweltkonzept richtet sich gegen Erklärungsansätze, die die Ursache für soziale Auffälligkeiten im Individuum suchen, sich an Defiziten orientieren, statt Fähigkeiten und Ressourcen zu erfassen.

Die Lebenswelt bestimmter Menschen ist für ihn deren „Modalität, deren Art und Weise, die Welt, in der sie leben, wahrzunehmen, zu deuten und sich mit ihr in Verbindung zu setzen“ (S. 94). Diese Repräsentationen der Lebenswelt sind in einer aktiven Auseinandersetzung mit der Umwelt entstanden und haben sich in dieser persönlichen Umwelt als „nützliche, brauchbare bzw. passende Konstruktionen herausgebildet. Lebenswelt ist somit nicht mehr objektiv bestimmbar, sondern allein verstehbar, indem man die subjektive Wahrnehmung, die subjektive Bedeutung von Objekten und die subjektive Handlungslogik der Person zu verstehen sucht“ (S. 95).

Im Projekt der Gemeindeschulen sieht Werning bereits einen großen Teil seines Konzepts verwirklicht.

Wambach (1989) rückt Aspekte der Epidemiologie ins Blickfeld. Die Fallfindung, das Diagnostizieren einer Krankheit kann nicht allein bei der Institution bzw. der behandelnden Ärztin liegen. Der lebensweltliche Forschungsansatz sucht die Perspektive des Subjekts zu rekonstruieren und verstehbar zu machen. Die Patientin ‚macht sich einen Reim auf ihr soziales Schicksal‘. Das heißt, sie bildet eine „Betroffenensynthese“.

„Gebunden an seine Lebenswelt synthetisiert der Betroffene mehr oder weniger intensiv, mehr oder weniger theoretisch den Prozeß seiner Abweichung. Er sucht nach Erklärungen, Deutungen, Verstehensweisen, Verständnis, Begründungen“ (S. 4).

4. Kritik des Lebensweltbegriffs in der aktuellen Forschung

Wer sich einen Überblick über die Verwendung des Lebensweltbegriffs in der aktuellen psychologischen Forschung verschafft, gewinnt bald den Eindruck, daß dieser vor allem in den Bereichen der Psychotherapie und Psychodiagnostik, eingeschränkt auch in seinem traditionellen Bereich, der Wissenschaftstheorie, diskutiert wird.

Dabei wird deutlich, daß der Lebensweltbegriff die Gefahr birgt, nichts gegen ihn einwenden zu können; er bleibt im Nebulösen und verhindert damit eher eine konstruktive Auseinandersetzung und offene Diskussion unterschiedlicher theoretischer Paradigmen, als daß er sie fördert. Zu dieser ernüchternden Auffassung gelangt am Ende, wer sich anfänglich wie wir der Hoffnung hingab, im Lebensweltbegriff eine brauchbare Synthese aus objektiven und subjektiven Erklärungsansätzen menschlichen Verhaltens zu gewinnen.

Stattdessen ist vorerst festzuhalten, daß der Lebensweltbegriff in der aktuellen *psychologischen* Diskussion 1. durch seine fehlende Verwurzelung in der psychologischen Theorietradition, 2. durch seine Unschärfe und 3. durch seine (ausschließlich) positive Konnotation drängende Probleme der Psychologie (beispielsweise zur Dialektik von Verhalten und Verhältnissen) nurmehr verwischt, ohne eine konstruktive Auseinandersetzung mit ihnen herauszufordern oder gar sie einer befriedigenden Lösung zuzuführen. Anders unter wissenschaftstheoretischen Vorzeichen.

5. Einige Thesen zu den wissenschaftstheoretischen Implikationen der theoretisch skizzierten Lebensweltbegriffe

Was bedeutet Wissenschaftlichkeit, so wir die theoretischen Überlegungen zur Lebenswelt von Husserl, Schütz (Luckmann) und Habermas ernst nehmen?

Husserl lehrt uns mit seiner Kritik an den klassischen Naturwissenschaften, daß subjektunabhängiges Forschen nicht möglich sei. Wenn wir die Subjektunabhängigkeit wissenschaftlichen Arbeitens aufgeben, verändern sich auch andere Ansprüche an ‚Wissenschaftlichkeit‘. Wissenschaftliche Ansprüche entstehen nicht in den Apparaturen eines Labors. Sie werden von Forschern gemacht, die in einer bestimmten Tradition und Kultur aufgewachsen sind und die in einer bestimmten sozio-politischen Situation stehen. Wissenschaftliches Arbeiten kann nicht mehr bedeuten, daß z.B. eine Forscherin versucht, all diese Faktoren auszuklammern, so zu tun, als

existierten sie nicht, sondern muß gerade bedeuten, diese Hintergründe aufzudecken, transparent und nutzbar zu machen, um andere am Werdegang ihrer Forschungsinteressen, Vorgehensweisen und Ergebnisse teilnehmen zu lassen (vgl. Knorr-Cetina, 1988).

Das Streben nach *Objektivität* ist in diesem Zusammenhang nicht mehr sinnvoll. Wir können nicht mehr davon ausgehen, daß es einen objektiven BeobachterInnenstandpunkt gibt, eine geschichtslose, herausgelöste Vogelperspektive, die das Geschehen lediglich erfaßt, ohne mit ihm verbunden zu sein.

So gerät auch die *Forderung nach Wertfreiheit* von Wissenschaft ins Wanken, wenn eine Wissenschaftlerin mit ihrer ganzen Person, ihren Meinungen, Urteilen, Voreingenommenheiten im Forschungsprozeß verwickelt ist. Muß eine Wissenschaftlerin Neutralität wahren, oder kann es nicht auch sinnvoll, vielleicht notwendig sein, Position zu beziehen?

Als starres Konzept ist *Wahrheit* nicht mehr haltbar. Wissen taucht aus dem Horizont auf, wird diesen Horizont aber nie ganz ausfüllen oder erreichen. Es bleibt ein unerkannter, unerfaßter, unausgesprochener Rest, zu dem es kein Urteil über wahr oder falsch geben kann. Zudem ist auch Wahrheit nicht mehr subjektunabhängig zu sehen. Übrigbleiben könnte eine Innen- und eine Außenperspektive – die Wahrheit eines Subjekts und die Wahrheit eines anderen Subjekts, welches das erste betrachtet.

Nicht die Suche nach (allgemein gültigen) Gesetzen, die die Ordnung der Welt und menschliches Verhalten erklären, ist das Anliegen lebensweltlicher Forschung, sondern das Verstehen der Sichtweisen und Konstruktionen eines Subjekts. Wie sieht ein Gegenüber die Ereignisse seines Lebens? Wo stellt sie oder er Zusammenhänge her? Wie konstruiert sie ihre subjektive Wirklichkeit, ihre individuelle Lebenswelt, den Ausschnitt der („allgemeinsamen“) Lebenswelt, den sie in einem Horizont aktualisiert? Verstehen ist in der Lebenswelt möglich, da sie die nicht „problematisierte, gemeinsame Erfahrungswelt“ (Husserl), der „gemeinsame Interpretationsrahmen“ (Schütz), das „konservative Gegengewicht zum Dissensrisiko“ (Habermas) ist. Wir haben einen gemeinsam geteilten Wissensvorrat für Interpretationen, ein gemeinsam geteiltes Bezugsschema für Weltauslegung.

Auf dem Hintergrund dieses Forschungsinteresses werden Wertfreiheit und Wahrheit als starre Gebilde mit Absolutheitsansprüchen fraglich. Maßstäbe von wahr (oder wirklichkeitsabbildend) und falsch haben nur *innerhalb* einer subjektiven Lebenswelt einen Sinn, werden aber zu problematischen Kriterien für eine Beurteilung von außen.

Für das methodische Vorgehen bedeutet dies, daß wir an die Informationen, die uns als lebensweltliche Forscher interessieren, nur dann herankommen, wenn eine Forschende die Distanz abbaut, Nähe also zu den Beforschten herstellt; anstelle von Neutralität und Wertfreiheit könnte Kooperation treten. Es geht nicht darum, Alltag, Lebenssituation und Gedanken als Störvariablen auszuschalten, sondern gerade sie will lebensweltliche Forschung erfassen. Die Beforschte ist Expertin ihres Alltags, ihrer Lebenssituation, ihrer subjektiven Konstruktionen.

(Das Verhältnis von Wissenschaft und Alltag ist neu zu überdenken: In welchem Rahmen muß Forschung zukünftig stattfinden? Wo liegt der Forschungsgegenstand, und welche Methoden erfordert er?)

Lebensweltliche Forschung erfordert eine besondere Darstellungsweise. Ein Festhalten der Ergebnisse sei – so Schapp in seinem narrativen Ansatz – Gewalt, die wir dem Gegenstand antun. Als solche müsse sie auch gekennzeichnet bleiben; die ‚Hilfszeichnungen‘ müßten – metaphorisch gesprochen – als solche zu erkennen und jederzeit ‚fortzuradiieren‘ sein (vgl. Schapp, 1976). Verstehen bedeutet, die Implikationen von Aussagen zu erfassen und treffende Zusammenfassungen geben zu können. Es bedeutet, das Mit-Ausgesagte zu interpretieren und die Grundgedanken herauszulösen (vgl. Spence, 1986, S. 225 f.).

Es wäre erstrebenswert, wenn Forschungsmaterial so dargestellt werden könnte, daß es immer wieder aufs neue dazu anregt, beide Prozesse zu durchlaufen, so daß es von verschiedenen Leserinnen immer wieder anders entdeckt und verstanden würde (vgl. ebd., S. 226).

6. Ein abschließender Exkurs:

Diagnostisches Handeln als kooperativer Erkenntnisprozeß innerhalb einer lebensweltorientierten Diagnostik – eine Gedankenskizze

Betrachtet man den diagnostischen Erkenntnisprozeß unter der von uns kritisch skizzierten Lebensweltperspektive, würde man – ausgehend von der Einzigartigkeit jedes Menschen – ein Menschenbild zugrunde legen, das der je individuellen Lebenswelt Rechnung trägt. Jede Lebenswelt setzt sich u.a. aus Erfahrungen zusammen, die ein Mensch in der Interaktion mit seiner Umwelt gemacht hat. Die daraus resultierenden Sinnzuschreibungen und Bedeutungszusammenhänge für die Dinge des Lebens und für das eigene Verhalten machen die objektive Umwelt erst für und durch das Subjekt bedeutsam (vgl. Uexküll, 1936). Jede Erfahrung ist darüber hinaus nicht

statisch, sondern – in Abhängigkeit von Emotionen und unbewußten Prozessen – Veränderungen/ Erweiterungen unterworfen. Von einer objektiven (statischen) Erkenntnis, wie die traditionelle Wissenschaft sie fordert, kann also innerhalb eines diagnostischen Erkenntnisprozesses keine Rede sein.

6.1 Das Verhältnis von erkennendem Subjekt zu erkanntem Subjekt im diagnostischen Prozeß

Jedes erkennende Subjekt beeinflusst allein durch seine Anwesenheit und durch seine unbewußten Anteile den Erkenntnisprozeß. Die Methoden, die einer Diagnostik nach dem Lebensweltansatz zur Verfügung stehen, müßten auf diesen Aspekt abgestimmt und transparent gemacht werden; die interaktive Komponente müßte als wichtiges Element in den diagnostischen Prozeß mit einbezogen werden.

Tritt die Diagnostikerin als Subjekt auf, so wird auch die zu erkennende Person zum Subjekt. Beide sind im diagnostischen Prozeß als in Interaktion verbunden und nicht als getrennt zu betrachten.

Mit dem Konzept der Lebenswelt ist eine *verstehende Sichtweise* verbunden (Werning, 1989). Die Beziehung soll von Vertrauen und Wohlwollen getragen sein, denn nur so ist es möglich, sich in einer Weise zu öffnen, daß wirkliches, lebensweltliches Verstehen seitens der Diagnostikerin entstehen kann. Innerhalb dieses Verstehensprozesses treffen unterschiedliche Lebenswelten aufeinander, die in ihrer Verschiedenheit mit benannt und betrachtet werden müssen.

Folgen wir der Logik des Lebensweltbegriffs, so verändert die Erkenntnis auch die erkennende Person. Durch neue Erfahrungen, die sie über die Lebenswelt ihres Gegenübers macht, ist auch ihre Erkenntnis in einem ständigen Prozeß der Erweiterung und der Verifikation, was wiederum zurückwirkt auf den gesamten Prozeß.

6.2 Die ‚Wahrheit‘ einer lebensweltorientierten Diagnostik

Der Wahrheitsbegriff erscheint in einem anderen Licht, wenn man von dem Vorhandensein einer subjektiven Lebenswelt ausgeht. Es wird nicht nach einer ‚absoluten Wahrheit‘ gesucht, denn selbst die Dinge unserer objektiven Umwelt wirken nicht, weil sie da sind, sondern weil ihnen ein Sinn, eine Bedeutung zugeschrieben wird, der subjektiv und individuell ist. Der Wahrheitsbegriff läßt sich durch

den Begriff der subjektiven Wirklichkeit ersetzen. Wirklich ist das, was wirkt, und zwar auf jeden Menschen anders (Lewin, 1981 ff.). Wenn Erkenntnis ein sich ständig wandelnder Prozeß ist, kann eine Aussage, auf die ein diagnostischer Prozeß abzielt, immer nur eine eingeschränkte Momentaufnahme sein. Sie kann deswegen auch keine allgemeingültige Wahrheit darstellen, wie es in den traditionellen Wissenschaften z.B. durch Vergleiche mit Normgrößen vorgegeben wird. Erkenntnis, die auf einem Lebensweltansatz basiert, würde also die dynamische, subjektive Wirklichkeit erfassen wollen.

Auch Verhalten wird im Kontext der subjektiven Wirklichkeit betrachtet und nicht aus dem Zusammenhang herausgelöst. Dadurch entzieht es sich aber nicht der Bewertung durch die Diagnostikerin, da z.B. kriminelles Verhalten auch dann kriminell bleibt, wenn sein Sinn in der subjektiven Wirklichkeit erkannt wurde.

Der gesamte Verstehens- und Erkenntnisprozeß müßte lebensweltbezogen kooperativ und transparent gestaltet werden. Aussagen über vergangenes Verhalten würden nicht unabhängig von ihrer Genese im diagnostischen Prozeß betrachtet werden können. Gleichzeitig müßte der gesamte Prozeß so gestaltet werden, daß bei der Diagnostizierten ein Bewußtwerdungsprozeß einsetzt und eine Veränderung – auf seiten der Diagnostizierten in einem therapeutischen Prozeß bspw. – vorbereitet. Eine solchermaßen verstandene lebensweltliche Diagnostik wird, wenn sie vollständig sein soll, immer auch auf die Zukunft ausgerichtet sein und ihren ansonsten eher konstativen Charakter quasi um eine utopische Dimension erweitern.

All diese Überlegungen hätten für die konkrete Praxis einer lebensweltorientierten Diagnostik Konsequenzen.

- Durch eine verstehende Sichtweise würde sich das diagnostische Setting verändern, und zwar hinsichtlich der Gestaltung der Beziehung ('Wohllollen' statt Neutralität), der angewandten Methoden (Transparenz statt Indikationsprinzip), der Auswertung (Kooperation und Integration in den diagnostischen Prozeß), der Ziele (wie Bewußtwerdung und Selbstreflexion) und letztendlich der aufgewendeten Zeit.
- Außerdem würde sich eine geschlechtsspezifische Diagnostik anbieten, da davon auszugehen ist, daß Männer und Frauen unterschiedliche Lebenswelten haben.
- Freiwilligkeit wäre eine Grundvoraussetzung, denn Zwang würde das notwendige Vertrauen verhindern und Ziele wie Bewußtwerdung und Selbstreflexion unmöglich machen.
- Lebenswelt-Diagnostik erfordert (therapeutisch) geschulte Diagnostikerinnen.

- Viele Handlungsfelder der traditionellen Diagnostik müßten wegfallen, wenn Bewußtwerdung und Selbstreflexion an die Stelle von Klassifikation und Etikettierung treten würden.

Anmerkungen

(*) Für die Unterstützung bei der Bearbeitung danken wir Judith Hartmann, Maria Kaspar und Judith Steinberg.

(1) Auf die entgegengesetzten Positionen zum Leib-Seele-Problem von Mach & Avenarius einerseits und Husserl andererseits, die sich trotz der Übereinstimmung in der Ausgangsforderung ergeben, soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden (vgl. dazu op. cit.).

(2) An anderer Stelle unterstreicht Schütz (Luckmann) diesen Dualismus, macht aber deutlich, daß er abhängig bleibt von den jeweiligen Definitionen, die er – anders als Husserl – jedoch nicht expliziert: „Wir können auch die Welt wissenschaftlichen Denkens der Lebenswelt der natürlichen Einstellung gegenüberstellen. Das ist zu guter Letzt eine terminologische Frage. (41)“

Literatur

- Assmann, A. & Hath, D. (Hrsg.) (1991). Kultur als Lebenswelt und Monument. Frankfurt/M..
- Andresen, B., Stark, F. M. & Gross, J. (Hrsg.) (1992). Mensch-Psychiatrie-Umwelt. Bonn.
- Beck, U. (1987). Entnündigung der Sinne – Egalisierung der Gefahren. Zur sozialen Dynamik hochindustrieller Risiken. Universitas, 6, S. 14.
- Belgrad, J. (Hrsg.) (1987). Zur Idee einer psychoanalytischen Sozialforschung. Dimensionen szenischen Verstehens. Alfred Lorenzer zum 65. Geburtstag. Frankfurt/M..

- Bergmann, W. (1981). Lebenswelt, Lebenswelt des Alltags oder Alltagswelt? KZfSS, 33, S. 50-72.
- Blankenburg, W. (1971). Der Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit. Ein Beitrag zur Psychopathologie symptomarmer Schizophrenien. Zit. nach Wendt (1992).
- Dencke, F.-W. (1992). Die Strukturierung der subjektiven Wirklichkeit. In B. Andresen, F. M. Stark & J. Gross (Hrsg.), Mensch-Psychiatrie-Umwelt (S. 143-160). Bonn.
- Devereux, G. (1973). Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München.
- Fischer, P. (Hrsg.) (1985). Therapiebezogene Diagnostik – Ansätze für ein neues Selbstverständnis. Tübingen.
- Friedemann, M. (1991). Sozial auffällige Kinder und ihr lebensweltlicher Kontext. Eine Analyse diagnostischer Tätigkeit im Bereich der sogenannten Verhaltensstörungen. Unveröff. Diplomarbeit, Universität Oldenburg. Oldenburg (Oldb.).
- Gergen, K. J. (1990). Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. Psychologische Rundschau, 41, S. 191-199.
- Habermas, J. (1981). Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt/M..
- Held, K. (1986). Einleitung. In: Ders. (Hrsg.), Phänomenologie der Lebenswelt. Ausgewählte Texte II (S. 5-53). Stuttgart.
- Hellerich, G. (1985). Homo therapeuticus: Der Mensch im Netz der Helfer. Bonn.
- Hellerich, G. (1990). Die Lebenswelt Wahnsinniger: Eine sozialphänomenologische Untersuchung psychischer Devianz. Freiburg i. Br..
- Hitzler, R. & Honer, A. (1984). Lebenswelt – Milieu – Situation. Terminologische Vorschläge zur theoretischen Verständigung. KZfSS, 36, S. 56-74.
- Honer, A. (1991). Die Perspektive des Heimwerkers. Notizen zur Praxis lebensweltlicher Ethnographie. In D. Garz & K. Kraimer (Hrsg.), Qualitative-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen (S. 319-341). Opladen.
- Horkheimer, M. (1967). Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. Frankfurt/M..
- Horkheimer, M. & Adorno, Th. W. (1967). Dialektik der Aufklärung. Frankfurt/M..
- Husserl, E. (1954). Gesammelte Werke (Husserliana), Bd. VI: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, herausgegeben von W. Biemel. Den Haag.
- Knoll-Krist, D. H. (1985). Profis im Jugendhaus. Identitätsprobleme zwischen Alltagsrealität und Utopie. Stuttgart.
- Knorr-Cetina, K. (1988). Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der „Verdichtung“ von Gesellschaft. Zs. f. Soziologie, 17 (2), S. 85-101.
- Kohut, H. (1988). Narzißmus: Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen. Frankfurt/M..
- Kraimer, K. (1985). Abweichendes Verhalten als Gegenstand Alltags- und interaktionstheoretischer Erziehungswissenschaft. Frankfurt/M..
- Kulenkampff, J. (1991). Notiz über die Begriffe Monument und Lebenswelt. In A. Assmann & D. Hath (Hrsg.). Kultur als Lebenswelt und Monument. Frankfurt/M..
- Lebenswelt von Frauen (1987). Dokumentation einer Veranstaltungsreihe. Volkshochschule München (Hrsg.).
- Lenzen, D. (Hrsg.) (1980). Pädagogik und Alltag. Methoden und Ergebnisse alltagsorientierter Forschung in der Erziehungswissenschaft. Stuttgart.

- Lewin, K. (1981 ff.). Werkausgabe, herausgegeben von C.-F. Graumann. Bern.
- Lippitz, W. (1992). „Lebenswelt“ – kritisch betrachtet. *Neue Praxis*, 4, S. 295-311.
- Lorenzer, A. (1985). Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Frankfurt/M.
- Matthiesen, U. (1983). Das Dickicht der Lebenswelt und die Theorie des kommunikativen Handelns (= Übergänge Bd. 2). München.
- Sarbin, Th. R. (ed.) (1986). *Narrative Psychology: The storied nature of human conduct*. New York.
- Schapp, W. (1976). In Geschichten verstrickt: Zum Sein von Mensch und Ding. Wiesbaden.
- Schweitzer, J. (1987). Therapie dissozialer Jugendlicher. Ein systemisches Behandlungsmodell für Jugendpsychiatrie und Jugendhilfe. Weinheim, München.
- Schütz, A. & Luckmann, T. (1975). *Strukturen der Lebenswelt*. Darmstadt.
- Seyfried, E. & Stadler, P. (1987). Lebenswelten: ein Netzwerk-Ansatz zur Integration ehemals psychisch Kranker. In H. Keupp & B. Röhrle (Hrsg.), *Soziale Netzwerke* (S. 156-177). Frankfurt/M.
- Sommer, M. (1980). Der Alltagsbegriff in der Phänomenologie und seine gegenwärtige Rezeption in den Sozialwissenschaften. In D. Lenzen (Hrsg.), *Pädagogik und Alltag. Methoden und Ergebnisse alltagsorientierter Forschung in der Erziehungswissenschaft*. Stuttgart, S. 27-43.
- Spence, D. P. (1986). Narrative smoothing and clinical wisdom. In Th. R. Sarbin (ed.), *Narrative Psychology: The storied nature of human conduct*. New York, S. 218-227.
- Uexküll, J. von (1936). *Niegeschaute Welten: Die Umwelten meiner Freunde*. Ein Erinnerungsbuch. Berlin.
- Wälde, M. (1985). Husserl und Schapp: Von der Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins zur Philosophie der Geschichten. Basel, Stuttgart.
- Wambach, M. (1989). Die lebensweltliche Fallanalyse als Voraussetzung einer anderen Epidemiologie. Vorlesungsmanuskript vom 17.01.89. o. O.
- Wendt, W.-R. (1992). Die Lebenswelt: kränkend und heilend. Eine ökosoziale Übersicht. In B. Andresen, F. M. Stark, J. Gross (Hrsg.), *Mensch-Psychiatrie-Umwelt* (S. 89-110). Bonn.
- Werning, R. (1989). Das sozial auffällige Kind. Lebensweltprobleme von Kindern und Jugendlichen als interdisziplinäre Herausforderung. Münster, New York.
- Willi, J. (1991). Ein psychologisches Modell zur Behandlung schwerer Persönlichkeitsstörungen. In B. Andresen, F. M. Stark & J. Gross (Hrsg.), *Mensch-Psychiatrie-Umwelt*. Bonn, S. 174-186.

Handbücher

- Dorsch, F. (Hrsg.) (1987). *Psychologisches Wörterbuch*. Stuttgart.
- Historisches Wörterbuch der Philosophie* (1980). Ritter, J. von & Gründer, K. (Hrsg.), Bd. 5. Basel.
- Kerber, H. (Hrsg.) (1984). *Handbuch Soziologie: Zur Theorie und Praxis sozialer Beziehungen*. Reinbek.
- Seiffert, H. (Hrsg.) (1989). *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie*. München.